

Auf dem Gipfel

Extrembergsteigen ist ein Spiel mit dem Tod. Trotzdem suchen viele Menschen diesen Kick. Auf Exkursion am Manaslu, dem achthöchsten Berg der Welt

Von Folkert Lenz

Als ob dir jemand den Mund zuhält. Von hinten. Mit fester Hand. Nach Luft möchtest du schnappen. Doch woher soll er kommen, der Sauerstoff? Hier oben in siebeneinhalb Kilometer Höhe. Die Luft ist viel zu dünn für den Menschen. Das Denken: benebelt. Der Körper: müde, so unendlich müde. Jede noch so kleine Bewegung fällt schwer.

Eine Handvoll bunter Igluzelte duckt sich im Wind am Nordsattel des Manaslu. Das Lager am achthöchsten Berg der Welt: Weiter oben geht es kaum. Der Orkan donnert über das schlauchähnliche Joch. Ein lebensfeindliches Stückchen Erde. Blaues Gletschereis, der Schnee weggefressen durch die Böen. Ein paar rotbraune Granitblöcke, sonst nichts. Das Thermometer zeigt weniger als minus 30 Grad an. Die dünnen Nylonwände der Zelte knattern ohrenbetäubend im Sturm. Herzklopfen. Noch sind es 700 Meter bis zum Gipfel des Manaslu. 700 Meter Eiswand, in diesen Stunden unüberwindbar.

Die 14 Achttausendergipfel auf dieser Erde: Sie ziehen immer mehr Menschen an. Seit Beginn der 90er-Jahre hat der Kommerz in der dünnen Luft Einzug gehalten. Mit Expeditionsagenturen lässt sich viel Geld verdienen. Sie bringen Menschen gegen Bares auf die höchsten Punkte der Welt. Als vergleichsweise einfach gelten Shisha Pangma (8027 Meter) und Cho Oyu (8188 Meter) in Tibet sowie der Gasherbrum 2 (8034 Meter) in Pakistan. Die Gipfel überschreiten die magische Achttausendermarke nur wenig, die objektiven Gefahren sind gering. Rund acht Wochen dauert der Abenteuertrip in den Himalaja oder den Karakorum. Bei den alpinen Billigheimern ist solch eine Bergreise schon für deutlich unter 10 000 Dollar zu haben. Eine Gipfelgarantie gibt es natürlich nicht – und auch keine Garantie zu überleben, wie die elf Toten am K2 im pakistanischen Baltoramassiv beweisen.

70 000 Dollar kostet heutzutage das Stück Papier, das es einem siebenköpfigen Team erlaubt, am welthöchsten Berg, dem 8850 Meter hohen Mount Everest, eine Besteigung von Nepal aus zu versuchen. Für den Himalaja-Zwergstaat sind die Einnahmen aus dem Expeditionsgeschäft mittlerweile eine tragende Säule des Staatshaushaltes. Das Höhenbergsteigen ist zur Industrie geworden. Am 26. Mai dieses Jahres drängelten sich 77 Menschen auf dem Everest-Gipfel. Der Älteste an jenem Tag war 77 Jahre alt. Jedes Jahr wieder probieren sich Lahme, Blinde, Einarmlige oder Aids-Kranke am Everest und überleben ihr Abenteuer häufig nur knapp. In der kommenden Saison wartet die Sagarmatha – „Stirn des Himmels“, wie die Nepalesen den Everest nennen – auf den Besucher mit der Nummer 4000 seit der Erstbesteigung im Jahr 1953. Tourismus in der Todeszone.

Gipfel, die schon von vornherein mit Schwierigkeiten aufwarten, sind bei den finanzstarken Rekordsammlern allerdings unbeliebt. Wie beispielsweise der Manaslu. Mit 8163 Metern ist er der achthöchste Berg auf dem Globus. 130 Kilometer Fußmarsch sind nötig, bis man das Massiv erreicht. Der Anstieg gilt als schwierig und ist wegen des unberechenbaren Wetters, zahlreicher Lawinen und seiner zerrissenen Gletscher nicht ganz ungefährlich.

„Wie weit kann ich die Härte und die Entbehrungen wegstecken, die uns er-

warten?“ Das hat sich Carsten Otto vor seinem Aufbruch zum Manaslu in diesem Frühjahr immer wieder gefragt. Der Bayer vom Bodensee hat den Trip als Herausforderung begriffen. Der Kompanon des 43-Jährigen, der Ravensburger Maschinenbauingenieur Jürgen Deiber, hat für sich noch keine Antwort auf die Frage nach der Motivation gefunden. „An Grenzen kommen, sich selber erleben unter diesen extremen Bedingungen, mal sehen“, sagt er und macht sich fertig für den ersten Aufstieg. Pickel und Steigeisen, Schlingen, Karabiner, Firnanker sowie Hunderte Meter Seil zur Sicherung liegen schon bereit.

Hasardeure und Abenteurer sind an den schwierigeren Gipfeln nicht so häufig zu finden. Dort tummeln sich eher gut trainierte Bergsteiger, die meist schon zahlreiche andere hohe Berge bestiegen haben. Viele Aspiranten hier sind sogar Alpinprofis. Auch das Südtiroler Trio, das in der vorletzten Woche am Nanga Parbat in Pakistan für Schlagzeilen gesorgt hatte, war wirklich keine Anfängertruppe. Bei den Dreien handelte es sich um Bergführer aus den Dolomiten. Alle konnten anspruchsvollste Begehungen von Routen in Fels und Eis auf verschiedenen Kontinenten vorweisen.

Doch das half ihnen nicht. Ausgerechnet der Erfahrenste, der 37-jährige Karl Unterkircher, stürzte in eine Gletscherspalte und starb. Die beiden Überlebenden konnten sich erst Tage später retten.

Nach der Katastrophe am K2 am vergangenen Wochenende, bei der elf Menschen starben, wurden schnell Vorwürfe laut, hier habe es sich um Auswüchse des Massentourismus gehandelt. Doch Fakt ist schlicht: Eine riesige Eiswand ist in sich zusammengebrochen, hat große Strecken der Sicherungsseile mit sich gerissen. Eine nachfolgende Lawine begrub zahlreiche Alpinisten unter sich. Vielleicht hätten die Teams auf dem Weg zum K2-Gipfel in diesem Jahr einen anderen Weg wählen müssen.

Die viel kritisierte Kommerzialisierung des Höhenbergsteigens ist aber sicher nur am Rande Auslöser für das Unglück gewesen. Ein letzter Hochlager erreicht, auf 6400 Meter Höhe. „Ich bin ziemlich ausgepowert. Als wenn man drei Marathonläufe hintereinander gemannt wäre“, sagt Jürgen Deiber vollkommen erschöpft.

Ein paar Tage später, zurück im Basislager. Die Zeltstadt hat ihr Gesicht verändert. 65 Iglus, Küchenzelte, Duschkabinen und Latrinenverschläge haben sich jetzt in die Schneemulde gezwängt. Ein Zweitakt-Generator brummt, sobald es dunkel wird – denn für Kunstlicht, Satel-

hinaufklettern? Zu groß ist wohl die Faszination, „einmal ganz oben zu stehen“.

Auch am Manaslu gibt es äußerst heikle Passagen. Oberhalb vom Camp 1 müssen die Alpinisten mehrere Stunden lang unter herabhängenden Eistürmen hindurch aufsteigen. Normalerweise poltern dort Eisbrocken in der Größe von Einfamilienhäusern herunter. Doch in diesem Jahr gibt sich der Gletscherbruch friedlich. Die folgende Rinne allerdings birgt eine neue Gefahr: Lawinen! Meterhoch hat der Wind den Schnee gepackt. Der Fuß versinkt bei jedem Schritt ins Bodenlose. Nach Hunderten von Metern Aufstieg versperrt eine tiefe Gletscherspalte den Weiterweg. Die Kletterer müssen hindurch. Ein letzter Aufschwung noch, dann ist das zweite Hochlager erreicht, auf 6400 Meter Höhe. „Ich bin ziemlich ausgepowert. Als wenn man drei Marathonläufe hintereinander gemannt wäre“, sagt Jürgen Deiber vollkommen erschöpft.

Ein paar Tage später, zurück im Basislager. Die Zeltstadt hat ihr Gesicht verändert. 65 Iglus, Küchenzelte, Duschkabinen und Latrinenverschläge haben sich jetzt in die Schneemulde gezwängt. Ein Zweitakt-Generator brummt, sobald es dunkel wird – denn für Kunstlicht, Satel-

litenfunk und Internet wird Strom gebraucht. Die Zivilisation hat Einzug gehalten. Manches Teamzelt ist zum Medienzentrum geworden. Auf Blogs und Webseiten, mit E-Mails und Digitalfotos informieren viele Expeditionen die Daheimgebliebenen und die Welt über ihr Treiben am Manaslu. „Das wirkt hier mittlerweile wie ein Rummelplatz“, knurrt Stefan Trinkner, der vierte Teilnehmer der deutschen Privatexpedition.

Die meisten Erfolge von Expeditionen sind nur möglich durch die umfangreiche Unterstützung einheimischer Führer und Höhenträger, der Sherpas. Wer es sich leisten kann, lässt sich von einem „Kletter-Sherpa“ bis zum Gipfel begleiten. Das kostet 1000 bis 3000 Dollar extra. Andere bezahlen die Mitglieder des Bergvolks als Lastesel. Denn Sauerstoffflaschen drücken im Rucksack, das Zusatzgepäck könnte die Erfolgsaussichten schmälern. Die schwäbisch-bayerische Gruppe dagegen ist im „alpinen Stil“ am Manaslu unterwegs. Künstlicher Sauerstoff ist tabu, jedes Gramm Ausrüstung wird ab dem Basislager selbst von ihnen den Berg hinauf- und wieder heruntergeschleppt. Rucksäcke von über 20 Kilogramm in der dünnen Luft, und das in über 40 Grad steilen Eisflanken. Eine Schinderei.

In der vierten Woche am Berg soll es nun gen Gipfel gehen. Das Lager 2 ist zügig wieder erreicht. Ab dort kommen Daunenjacke, dick wattierte Hosen, Spezialtiefel, Gesichtsmaske und Schneebremse zum Einsatz. Später geht die Spur von Schnee in blankes Eis über. Sprödes blaues Gletschereis, das splittert, wenn die Steigeisen zutreten. Beim Blick nach unten ist zwischen den Füßen hindurch ein Pass zu erkennen, fast einen Kilometer tiefer. Ein Balanceakt in der Senkrechten. Dann lehnt sich der Hang zurück. Ein rotes Bündel liegt am Wegesrand. Eine Knochenhand scheint aus den vermeintlichen Lumpen hervorzuwinken. Stefan Trinkner ist entsetzt: „Ich brauchte erst mal einen Moment, um zu realisieren, dass hier eine Leiche liegt. Ich kenne es zwar aus Erzählungen, dass die Wege von Toten gesäumt sein sollen, aber wenn man dann so direkt darauf zuläuft, dann ist das schon ein gruseliges Gefühl.“

Kurz hinter der Eismumie liegt das Lager 4 auf 7400 Meter Höhe. Nach zwei Nächten im Höhenturm starten Thomas Lämmle und Carsten Otto von dort aus allein zum Gipfel. Die anderen im Team sind einfach zu schwach. Im Schnecken-tempo arbeitet das Duo sich die Schneeflanken hinauf. Nach acht Stunden liegen die letzten Meter vor ihnen. Eine steile Eisrinne noch, Klettern mit Steigeisen. Mehr als zehn Schritte am Stück sind nicht drin, dann schnappen die beiden verzweifelt nach Luft. „Selbst auf den letzten 50 Metern hast du noch Umkehrgedanken. Und der Körper sagt dir schon lange: Aufhören! Umdrehen!“ Kurz vor Mittag dann erreicht Carsten Otto die Spitze des Manaslu, ein kleiner Felskopf über einem Wolkenmeer. Der Alpinist ist den Tränen nahe.

Ein paar Fotos noch, doch bei minus 15 Grad bleibt für große Gefühle nur wenig Zeit. Und während Carsten Otto sich über seinen Eispickel beugt und kraftlos nach Sauerstoff japst, herrscht ein paar Hundert Meter tiefer im Zeltlager Frust. Es sei eine schwierige Entscheidung gewesen, so kurz vor dem Gipfel aufgeben zu müssen, erinnert sich später Stefan Trinkner. Stundenlang habe er mit sich gehadert. Das viele Geld, die viele Zeit, die ganze Energie für das Projekt: alles vergebens. Doch so kommt die Expedition vollständig und unverseht wieder ins Tal.

Wilde Bärte, sonnenverbrannte Nasen, vier angefrorene Finger. Das sind die harmlosen Überbleibsel des Himalaja-Abenteuers. Die fünf entbehrungsreichen Wochen will der Hobbybergsteiger Jürgen Deiber auf keinen Fall missen: „Das Sein in einer Höhe, wo sonst nur noch die Flugzeuge sind, das ist unheimlich beeindruckend. Das ist wie ein Blick über die ganze Welt.“

Der Autor arbeitet auch für das Magazin „Rucksackradio“ des Bayerischen Rundfunks und ist selbst Bergsteiger

Warum soll nicht auch der Raum gut duften?

Eine liebe Freundin schenkte mir vor ein paar Monaten einen dieser jetzt sehr angesagten Raumdiffuser. Eine elegante Flasche, in deren Deckel man eine Art Schaschlickstättchen steckt, die das Aroma quasi wie Antennen in den Raum senden. Eine schicke, appetitliche Alternative zu den Arrangements aus getrockneten Blumen und Gewürzen, die regelmäßig mit Duftöl versorgt werden wollen. Die sehen zwar hübsch aus und riechen auch gut, aber die Staubquote ist mir nicht geheuer. Nun kann man natürlich fragen, wozu braucht die Welt Raumduft, ab und zu lüften tät's vielleicht auch? Vor allem in Taxis wäre das sicher eine Alternative zu den Wunderbäumchen am Rückspiegel, die doch fatal an jene gelben oder blauen Gelkissen erinnern, die gut meinnende Menschen in ihrer Toilettenstülpung verstecken ...

Wir benutzen schließlich auch Parfüm, warum sollen wir nicht auch Räumen unsere ganz persönliche Note geben? Dabei geht es ja im Allgemeinen nicht darum, schlechten Geruch zu übertünchen, sondern die Sinne zu stimulieren und Assoziationen abzuspeichern. Ich ließ also Fiori di Capri in meinem Arbeitszimmer die Fühler ausstrecken, erfruchte mich daran und machte mir ansonsten keine Gedanken darüber, was vielleicht hinter der Firma Carthusia stecken könnte. Bis ich vor Kurzem mal wieder auf Capri war, natürlich direkt auf den absoluten Lieblingsseiladen an der Hauptstraße gleich bei Ferragamo zuraste und dann gemächlich weiterbummelte, um den Kugelturm in der Waffeltüte nicht ins Wanken zu bringen. Auf der Höhe von Stracciata erwischte mich der Rückspulknopf. Sie kennen das? Sie sind schon vorbei an einem Haus, an einem Menschen, an einem Schaufenster und fühlen sich doch magisch rückwärts gezogen. Wieso hatte ich eigentlich dieses betörende Geschäft bisher immer über-

.....Inga Griese



sehen? Die Heimat von Carthusia? Eine Parfümerie wie aus einer alten Oblatensammlung. Und mein Fiori-Raumduft hat viele Verwandte: duftendes Schubladenpapier, Wäschespray, Kerzen, 13 Parfüme, darunter Caprissimo, was man wirklich nur auf Capri kaufen kann. Eine Möglichkeit, die ich besonders schätze, seitdem ich als Global Shopper feststellen muss, dass die Daheimgebliebenen vom Sofa aus genauso exotisch einkaufen können.

Umso romantischer erscheint da der kleine Carthusia-Laden, zumal auch die Geschichte dazu reizend ist. 1380 kündigte die Herrscherin Johanna von Anjou ihren Besuch in der Certosa di San Giacomo an, woraufhin der Prior des Klosters auf der ganzen Insel die schönsten Blumen zur Dekoration sammeln ließ. Eher zufällig stellten die Mönche fest, dass das Blumenwasser angenehm roch. So angeregt, kreierte einer der Pater das erste Parfüm von Capri: Garofilium Silvestre Caprese. Jahrhundertlang entstanden hinter den Klostermauern Düfte, doch die Erinnerung war flüchtig. Bis 1948 ein Prior die alten Rezepte fand und mit dem Segen des Papstes die Carthusia-Parfüme belebte.

Doch vor zehn Jahren war aus finanziellen Gründen das Ende der kleinen Duftwerkstatt besiegelt. Das konnte Silvio Ruocco natürlich nicht zulassen. Stolzer Capreser in dritter Generation, hatte der 60-Jährige wie alle Kinder der Insel stets in den Gärten um das Kloster herum gespielt. Die Aromen und Parfüme sind die Essenz einer unbeschwertten Jugend. Mit Schmuckgeschäften hatte er genug Vermögen gemacht, um sich die Leidenschaft leisten zu können, und kaufte die Rechte (die sich inzwischen rentieren). Denn Capri ohne Carthusia, das wäre, als würde einer die Blaue Grotte zuschütten. Undenkbar. Nun werden die alten Düfte – geprägt von der Inselfrucht Zitrone, von Rosmarin vom Monte Solaro und wilden Nelken – gegenüber vom Kloster authentisch nach alter Tradition hergestellt, abgefüllt und versandt (in Deutschland über Intertrade Europe 0211/933 7045). Rund 60 000 Flaschen im Jahr. Massenproduktion ausgeschlossen. So wie es auch keine weiteren Düfte geben soll, abgesehen vielleicht von einem, der dem Kloster huldigt, mit weniger Zitrus und mehr Weihrauch.

Wenn also vor meinem Arbeitszimmer der Regen im Garten versinkt, dann riecht es nun nach Capri. Fehlt nur noch das Eis.



Der Inhalt der Flasche duftet nicht nur gut, er hat auch eine lange Tradition. FOTO: PARFUM VIA CAMERELLE